



KunstvermittlerInnen führen die Teilnehmer des Artemis-Projekts durch das Städel Museum Foto: Städel

## Gern unberechenbar

**KUNSTVERMITTLUNG** Am Frankfurter Städel startet ein Pilotprojekt für Demenzkranke. Die Idee dazu kam aus New York

VON SHIRIN SOJITRAWALLA

Der Arzt Alois Alzheimer beschrieb als Erster die „Krankheit des Vergessens“. An der Frankfurter Anstalt für Irre und Epileptische traf er 1901 seine berühmteste Patientin: Auguste Deter. Sie prägte einen Satz, der Demenz schön in Worte fasst: „Ich habe mich sozusagen selbst verloren.“ Es trifft sich also ausgesprochen gut, dass gerade das Frankfurter Städel Schauplatz des Pilotprojektes „Artemis“ für Demenzkranke wird. Patienten und Angehörige nehmen an Führungen teil und werden danach auch selbst künstlerisch tätig. Dafür geschulte Kräfte bringen sie ins Gespräch über Kunst, ihre Wirkung, Art und Weisen.

An diesem Morgen steht die Kunstvermittlerin Dagmar Marth vor dem Gemälde „Carmencita“ des Impressionisten Lovis Corinth. Es zeigt seine aufgetakelte Frau Charlotte. „Arrogant“, kommt es sofort von einer Teilnehmerin. „Sie will zeigen, was sie hat“, vermutet ein anderer. Immer wieder beginnen die Frauen und Männer ihre Sätze mit „Ich sehe“ oder „Ich sehe auch“. Satzanfänge, die an Kinderspiele erinnern oder an Beschwörungen der eigenen Imagination. Während eine Frau ganz vorne das Wort führt, sitzt neben ihr ein Mann still in sich versunken und blickt beinahe ängstlich auf das Gemälde. Gemeinsam mit der Kunstvermittlerin wird es erkundet wie ein unentdeckter Kontinent. Der Hauptunterschied in der Arbeit mit Demenzkranken besteht für Dagmar Marth in der Unberechenbarkeit der Gruppe, immerzu geschieht Unvermutetes: Einer lacht, eine singt, ein anderer bekundet plötzlich, keine Lust mehr zu haben. Ähnlich wie bei kleinen Kin-

dern, wobei man bei denen darauf eingestellt sei.

Das gemeinsam mit dem Arbeitsbereich Altersmedizin der Goethe-Universität durchgeführte Projekt ist die erste umfassende wissenschaftliche Studie zur interaktiven Kunstvermittlung und dem Potenzial von Kunsttherapie bei Demenz. Die Idee dazu kam vom MoMA in New York, wo es ein ähnliches Projekt mit Demenzkranken gab, wie Johannes Pantel, Leiter des Arbeitsbereichs Altersmedizin, erläutert. Im Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann (SPD) fand er sofort einen Verbündeten. Der kennt sich aus, leitete, bevor er Oberbürgermeister wurde, ein Altenhilfzentrum und hat deswegen auch Erfahrung im Umgang mit Demenzkranken und ihren Angehörigen. In der Vergangenheit wurde ihm

*Gesellschaftliche Teilhabe aber hat nun einmal viel mit der Würde im Alter zu tun*

oft seine mangelnde Kulturbeflissenheit vorgehalten. Für dieses Projekt scheint Feldmann indes der goldrichtige Schirmherr. „Das Alter gehört in die Stadt“, fordert er, und das gerade auch in einer schönen, reichen, jungen Stadt wie Frankfurt. In den In-Bezirken sehe man kaum Gruppen von alten Menschen. Gesellschaftliche Teilhabe aber habe nun einmal viel mit der Würde im Alter zu tun. Eine Einschätzung, die man an diesem Morgen auch von Teilnehmern der Studie hört. Etwa von dem Ehepaar aus Offenbach, das sich schon sein ganzes Leben lang gerne

miteinander Kunstwerke und Kirchen angeschaut hat. „Wir wollen uns nicht verstecken“, sagt die Frau, während ihr demenzkranker Mann immer mal wieder aus heiterem Himmel lacht. Dann sagt er: „Wir sind schnell gemeinsam begeistert von einem Bild“ und schaut verschwörerisch drein. Die gesellschaftliche Teilhabe ist der Knackpunkt des Vorzeigeprojekts, das sich zur Nachahmung empfiehlt. Von etwa 1,5 Millionen Demenzkranken in Deutschland geht man aus, sagt Pantel, in Frankfurt rechne man mit rund 15 000. Und die Zahlen steigen.

Für den Direktor des Städel, Max Hollein, eignet sich sein Museum auch deswegen, weil es 700 Jahre Kunstgeschichte unter einem Dach vereint. Die Studie ist auf zwei Jahre angelegt, insgesamt 120 Menschen sollen vor und nach dem Museumsbesuch zu ihrer Stimmung und ihrem Gedächtnis befragt werden. Alle Verantwortlichen versichern schon jetzt, das von der Familie Schambach-Stiftung geförderte Projekt auch danach fortführen zu wollen. Während für die Musiktherapie bereits Wirksamkeitsbelege vorliegen, stehen sie für die Kunsttherapie noch aus. Pantel vermutet aber, dass das subjektive Wohlbefinden der Patienten gesteigert, kognitive Prozesse angeregt und die Beziehung zu den Angehörigen stabilisiert würden. In den Ateliers des Städel werden die Teilnehmer dann selbst zu Künstlern. Zu Vorgaben wie Familie, der Farbe Blau oder Collage malen, schöpfen und kleben sie ihre Welt. Die Ergebnisse sind oft überraschend, mal sehr frei, mal ausgeklügelt und spitzfindig, immer aber unberechenbar.

www.staedelmuseum.de

### UNTERM STRICH

Dieter Kosslick wird bis Ende Mai 2019 Intendant der **Berlinale** bleiben. Wie das Festival mitteilte, habe **Kulturstaatsministerin Monika Grütters** den Vertrag von Kosslick verlängert. Kosslick ist seit Mai 2001 Direktor der Internationalen Filmfestspiele Berlin. Kosslick etablierte im Programm des Festivals unter anderem den Europäischen Filmmarkt, die Nachwuchsreihe Berlinale Talents, das Kiez kino und das Kulinarische Kino. „Es

ist schön, dass ich noch weitere fünf Jahre das Profil der Berlinale mitgestalten kann“, sagte Kosslick zur Verlängerung des Vertrags, der sonst im Jahr 2016 auslaufen wäre.

Der Kulturmanager **Tomas Zierhofer-Kin** wird neuer Intendant der **Wiener Festwochen**. Zierhofer-Kin ist gegenwärtig Leiter des Donaufestivals in Krems. Er folgt 2016 **Markus Hinterhäuser** nach, der zu den Salzburger Festspielen wechselt.

### BERICHTIGUNG

Gestern kündigten wir die ersten drei Deutschland-Konzerte des US-amerikanischen Gitarristen Peter Walker an, der lange Zeit als verschollen galt. Um Missverständnissen vorzubeugen: Bei Peter Walker ist kein vergebener Mitstreiter der Walker Brothers, aus denen der bis heute gefeierte mysteriöse Scott Walker hervorging. Die Walker Brothers hießen bürgerlich auch gar nicht Walker, Peter Walker hieß immer so.

## Der Milliardärsclub als Schicksal

**GELD** Der Tiroler Manager Elmar Weixlbaumer klärt über die Naturgegebenheit von Reichtum auf, möglicherweise meint das aber nur Politikverzicht

Ein erhellendes und informatives Buch – für einen zeitgenössischen Wirtschaftsspezialisten ist das ja fast schon Lob genug. Es geht mal nicht um den Weg zu höherem Wachstum oder mehr Gerechtigkeit, sondern um die Frage, warum es ganz Reiche gibt, ja geben muss. Laut Autor. Denn der hält nichts vom Hoffen auf das Wirken der Politik und sonstiger Sozialromantik. Für ihn gilt: Wer nicht bald bei der Geldelite dabei ist, hat verloren.

Elmar Weixlbaumer ist gebürtiger Tiroler, Manager, Mathematiker. Er führt die zentralen volkswirtschaftlichen Formeln auf, die seine Analyse stützen und auch recht gut die aktuelle und historische Verteilung des Vermögens beschreiben. Für (linke) Ökonomen ist das starker Tobak, denn Weixlbaumer sieht wenig Chancen für eine weltweite ökosoziale Marktwirtschaft: Gegen die rasante Konzentration des Reichtums beim obersten Prozent könne und wolle die Politik wenig tun. Das ist das Zukunftsmodell der Brasilianisierung der Gesellschaften, einer Monokratie. Mit einer kleinen Oberschicht und dem großen Rest, politischen Parteien als puffernde Exekutive und einer breiten, relativ ungebildeten Masse von Zuarbeitern und Wertschöpfern.

Gegen die Kastenbildung der Superreichen helfen demnach nur Katastrophen wie Weltkriege und blutige Revolutionen – und die auch nur für wenige Generationen. Dann bildet sich der rei-

che Stand wieder, sei es in einem feudalen System, im Kommunismus oder in den verschiedenen bürgerlichen Gesellschaften.

Weixlbaumer erklärt die einfachen Formeln, die dem zugrunde liegen, geht von einer Stunde null aus, bei der alle mit dem gleichen Vermögen und den gleichen Aufstiegschancen loslegen. Erklärt Begriffe wie den Gini-Koeffizienten als Maß der Ungleichheit in einer Gesellschaft. Innerhalb weniger Jahrzehnte sind wir beim heutigen Zustand. Und der ist krasser, als den meisten bewusst ist: So verdient etwa das oberste Zehntel der deutschen Haushalte schon das Mehrfache des direkt folgenden zweitreichsten Zehntels.

Es bildet sich also eine dünne Schicht von Superreichen heraus. Diese versuchen, sich abzusichern, ihren Status irgendwann auch vererbbar zu machen. Daher auch der Boom teurer Privatschulen und -universitäten, das Streben, über Stiftungsgesetze und Steuerparadiese dem Zugriff der nationalen Mittelständler zu entkommen.

Für Weixlbaumer ist in diesem Prozess gerade der entscheidende Moment erreicht. Denn gerade jetzt heben sich die großen Vermögen (groß heißt mindestens zweistellige Millionen summen) unerreicher vom Rest ab. Reicher Leute Kinder gehen auf Schulen, die jährlich 70.000 Euro kosten, ihre Domicile sind nur für Millionäre und Stars käuflich, von Personal bewacht und betreut.

Die USA sind da schon weiter, aber Europa zieht nach. Eines dieser Reichenrefugien ist denn auch namengebend für den Titel: der „Billionaire Club“, der „Milliardärsclub“ des ehemaligen Formel-1-Managers Flavio Briatore auf Sardinien.

Weixlbaumers Folgerungen: Dagegen ist nichts zu machen, politisch sind die Vermögenden längst zu einflussreich. Da steht er im Widerspruch zu Volkswirten wie „Kapitalismus“-Autor Thomas Piketty (Forderung nach einer weltweiten Vermögenssteuer) und US-Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz (einfach wie in den 50er Jahren die in den USA existierende Steuer erhöhen).

Weixlbaumer gibt den Tipp, sich lieber mit der Realität zu arrangieren: etwa die Kinder sofort ebenfalls auf möglichst elitäre Schulen schicken, damit man im Inner Circle mit den Kindern der Reichen ist, bevor es zu spät ist – bevor also dieser Lebenswandel so teuer wird, dass ihn sich auch die gehobene Mittelschicht nicht mehr leisten kann.

Der Anschluss an die Elite ist teuer, daher sollte das anschlusswillige Milieu so früh wie möglich mit der Vermögensbildung anfangen. Die größten Hindernisse zum Aufbau des nötigen Kapitalstocks sind: Autos, Eigenheime, Scheidungen und falscher Konsum. **REINER METZGER**

■ Elmar Weixlbaumer: „Billionaires Club“. Goldegg Verlag, Wien 2014, 477 Seiten, 22 Euro

ANZEIGE

Das Leben kann ziemlich kompliziert werden, wenn wir unser Glück durch Mehr erkaufen wollen – mehr Konsum, mehr Erlebnisse, mehr Kontakte. Das wahre Glücksrezept lautet: Weniger haben, **einfach sein.**



AUCH ALS APP  
**JETZT NEU!**

**PSYCHOLOGIE HEUTE**

Das bewegt mich!

www.psychologie-heute.de